Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 27 (1947-1948)
Heft: 6

Rubrik: Kulturelle Umschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

✦ Kulturelle Umschau ★

Christliche Weltjugendkonferenz in Oslo 22.—31. Juli 1947

Wir erleben heute die Auswirkungen der technischen Errungenschaften auch auf dem Gebiet des geistigen Austausches zwischen den Kontinenten. Moderne Verkehrsmittel, Flugzeug und Radio haben die Erde klein werden lassen. So ist es heute möglich, zur Besprechung einiger wichtiger Fragen Vertreter aus der ganzen Welt aufzubieten. Daher die Häufung von internationalen Konferenzen. Eben ist in Frankreich das Jamboree der Pfader beendet. Vor einigen Wochen wurde in der Tschechoslowakei ein Weltjugendtreffen durchgeführt. Und fortwährend werden neue solcher Weltkonferenzen angezeigt, von allen möglichen kulturellen, politischen oder weltanschaulichen Parteien vorbereitet.

Die zweite christliche Weltjugendkonferenz in Oslo läßt sich zuerst einmal auch in diesen Internationalismus einreihen. Wie die übrigen Treffen solcher Art, hat sie darauf Gewicht gelegt, möglichst alle Nationen vertreten zu haben. Und aus diesen Nationen möglichst alle Arten von christlicher Jugendarbeit. So waren es *72 Nationen* mit nahezu *1300 Delegierten,* die auf den 22. Juli nach Oslo kamen. Man bedauerte allgemein, daß die russische und japanische Delegation aus ihren Ländern nicht herausgelassen wurden. Auch Deutschland war nur mit einer stark beschränkten Gruppe von 16 jungen Leuten vertreten. Zahlenmäßig am stärksten konnten die Vereinigten Staaten von Amerika auftreten, mit etwas über 200 Teilnehmern. Die Schweiz hatte ihrer 36. Auch in bezug auf die Kirchenzugehörigkeit ergab sich ein sehr buntes Bild. Da waren die großen Blöcke: die orthodoxe Kirche des Ostens; dann alle Konfessionen der reformierten Kirche; die anglikanische Kirche und die ganze Fülle der freien Kirchen wie Methodisten, Baptisten, Kongregationalisten usw. Daß die katholische Kirche nicht mitmachen kann — aus inneren und äußeren Gründen — ist heute beinahe eine Selbstverständlichkeit, die uns aber doch wieder schmerzlich bewußt geworden ist. Denn es liegt im Kern der christlichen Botschaft, daß der Glaube an Christus eine Einheit herstellen sollte zwischen allen Kirchen und Völkern. Und wir sind nach Oslo gegangen, um diese innere Einheit äußerlich zu demonstrieren. Zu diesem Zweck haben uns die großen *Weltbünde* eingeladen: Christlicher Verein Junger Männer, Christlicher Verein Junger Töchter, Christlicher Studenten-Verein und der Weltkirchenrat. Diese Organisationen erstrecken sich über die ganze Erde und haben Mitglieder in allen Teilen der Welt. Sie haben schon im Jahre 1939, unmittelbar vor Kriegsausbruch, die Delegierten der Jugendwerke nach Amsterdam gerufen, um mit ihnen dort die gemeinsamen Fragen zu besprechen.

Doch möchte ich nun sofort berichtigen, daß die Konferenz in Oslo weit über den Rahmen eines bloß internationalen Treffens hinausgeht. Sie verdankt ihren Ursprung keiner Modebewegung unserer Tage, sondern ist so alt wie der Glaube, der sie zusammengeführt hat, wie das Christentum. Wir mußten dem Herrn Li aus China vollauf recht geben, wenn er in seinem ausgezeichneten Vortrag: «Die Weltkirche» sagte, daß es das Christentum in seinem Wesen trage, alle Gegensätze der Nationen und Klassen zu umschließen und darum immer und wesentlich welt-

umspannend gewesen sei und sein werde. «Keine lebendige Gemeinde, die nicht in sich weltweit ist!» Und wir möchten hier noch zufügen, daß es uns nicht darum gehen kann, die Unterschiede der Nationen und Rassen mit einigen Schlagworten und Idealen zu verwischen. Wir haben von Tag zu Tag die Gegensätze der verschiedenen Blöcke deutlicher zu spüren bekommen. Und es hat etliche Delegierte gegeben, die über diese stets deutlicher aufbrechende Zerrissenheit enttäuscht waren. So müßte es sein, wenn Oslo auf Begeisterung und Idealismus gebaut wäre. Wer hingegen sich immer wieder auf das Konferenzwort: «Jesus Christus ist der Herr!» ausrichten ließ, der konnte es in überraschender Eindrücklichkeit erleben, daß dieser Herr und er allein die Brücke ist, die tiefste Wesensunterschiede zu überbrücken vermag. Wir werden von Oslo her die Erfolglosigkeit internationaler Konferenzen politischer und wirtschaftlicher Art viel besser verstehen. Und wir werden nichts anderes tun können, als in Wort und Tat zu bekennen, daß in Jesus Christus der Welt Friede und Brot gesichert ist.

Von hier her war Oslo eine Konferenz, die mit den größten und tragfähigsten Voraussetzungen beginnen konnte. Man merkte es schon in den ersten Begegnungen auf der Hinreise oder dann in den Straßen und Quartieren, daß jeder Delegierte mit dem Willen gekommen ist, im andern den Bruder zu erkennen, und in der stillen Ausrichtung auf einen einigen Feldherrn, dessen Wort und Geist wir allmorgendlich in den Gottesdiensten aufsuchten. So war es uns nur eine Bestätigung unserer längst empfundenen Zusammengehörigkeit, als am Sonntag über 1200 Teilnehmer miteinander zum Abendmahl gingen. Es hat uns geschmerzt, daß die Anglikaner und die Orthodoxen offiziell nicht dabei waren, weil ihre Abendmahlsauffassung lehrmäßig zu verschieden sei. Wir haben ihre Haltung geachtet, unsere Hoffnung aber nicht unterdrücken können, daß Christus stärker werde als alle diese Schranken unserer Menschlichkeit.

Oslo war eine ausgesprochene *Arbeitskonferenz.* Und zwar bestand diese Arbeit aus zwei Teilen: den Vorträgen und den Diskussions- und Studiengruppen. Es wird uns hier nicht möglich sein, auf alle die Vorträge im einzelnen einzugehen. Wir möchten nur herausheben die Ansprache von *Prof. Reinhold Niebuhr* über: «Die menschliche Zerrüttung und Gottes Plan». Niebuhr hat sich eingeführt mit der Bemerkung, er gelte in Amerika als das «enfant terrible» und was wir zu hören bekamen, war wirklich eine Stimme aus Amerika, wie wir sie aus den Gesprächen mit den amerikanischen Freunden nicht gewohnt waren. Er hatte sich erlaubt, seinen Landsleuten und auch uns Europäern verschiedene Wahrheiten zu sagen. So konnte er u. a. bemerken, die Amerikaner kämen nach Europa und brächten Lösungen der europäischen Probleme, die viel zu einfach und den wirklichen Verhältnissen nicht angepaßt wären. Im ganzen war seine Ansprache ein Ruf zur Rückkehr in den Gehorsam Gott gegenüber, wie er von allen Völkern, den Siegern und Besiegten, den Mutterländern und Kolonien, gehört werden mußte. In die gleiche Richtung wies der uns bekannte *Dr. Martin Niemöller* mit seinem Thema: «Der Herr der Zukunft». Er hat unsere Konferenz-Erfahrung aufgenommen, daß wir heute zwischen zwei Extremen leben, zwischen einem weltoffenen Optimismus — wie er uns z. B. in der Arbeit von *Dr. K. Mather* aus Amerika über «Unsere Stellung zur selbstgenügsamen Wissenschaft» begegnet ist — und dem Nihilismus auf der andern Seite, wie er uns vor allem im Gespräch mit den europäischen Delegationen bewußt wurde. Niemöller weiß keine andere Lösung, als uns zur Hoffnung auf den Endsieg Jesu Christi aufzurufen. Diese Ausrichtung auf Christus war auch in den andern Vorträgen, die z. B. die heutige moralische Not der Jugend oder die Frage einer sachgemäßen, christlichen Interpretation der Geschichte behandelten, spürbar.

Neben diesen Vorträgen lief die Arbeit in den kleinen, etwa 25 Glieder umfassenden Studiengruppen, die sich zweimal im Tag zu Bibelstudium und Diskussion trafen. Wir haben da versucht, unsere Erfahrungen und Erkenntnisse auszutauschen und die wichtigsten Fragen der Kirche und der heutigen Welt zu besprechen. Es

war nicht leicht, sich zu verstehen. Man merkte im Laufe der Zeit, daß wir nicht nur andere Sprachen sprechen, sondern bis in unser Wesen hinein voneinander verschieden sind. In meiner Gruppe hatten wir uns mit dem heutigen Säkularismus auseinanderzusetzen. Es wurde dabei deutlich, wie verschieden nur schon das Wort «Säkularismus» interpretiert wurde. Sahen die Amerikaner im Säkuralismus mehr eine Oberflächlichkeit des heutigen Lebens, so war uns Europäern diese Auslegung nicht tiefschürfend genug, weil wir in den letzten Jahren in Abgründe gesehen haben, die man mit dem Wort «Oberflächlichkeit» nicht mehr hinlänglich bezeichnen kann. Wieder anders urteilten die Vertreter, die aus den Missionsgebieten kamen. Ihnen trat der Säkularismus noch in der Form des Heidentums entgegen. Und man kann sich nun denken, wie schwer es war, in dieser Auseinandersetzung einmal einander gerecht zu werden, sich zu verstehen und dazu noch von der Bibel her allgemein gültige Weisungen im Kampf gegen den Säkularismus zu gewinnen. Wir sind hierin nicht sehr weit gekommen, haben dabei aber noch manch anderes, wichtiges Problem berührt, wie z. B. die Frage des Krieges und was der Christ dazu zu sagen habe; oder die Auseinandersetzung mit dem Kommunismus; oder auch die ganz persönlichen Fragen, wie ein jeder von uns an seinem Ort und in seiner Kirche Verantwortung übernehmen könne.

Als man in den Schweizer Zeitungen die Nachricht vom Kriegsausbruch zwischen *Holland und Indonesien* verbreiten mußte, da haben sich in Oslo die beiden Delegationen aus diesen Ländern zusammengesetzt und diese Kriegsfrage besprochen. Es waren viele Vorurteile wegzuräumen. Aber trotzdem gelang es ihnen, zu einer Einigung zu kommen und von beiden Seiten her diesen Krieg grundsätzlich zu verurteilen. Uns möchte scheinen, daß dieses Ereignis ein Symbol ist für die ganze Konferenz von Oslo und auch für die weiteren Folgen. Wenn es uns gelingt, das Gespräch zwischen den Christen in aller Welt aufrecht zu erhalten, dann wird die Kirche so einen Beitrag leisten zur gegenseitigen Verständigung der Völker, der vielleicht von den Politikern und ihren Organen kaum beachtet werden wird, der aber in der Politik des eigentlichen Weltherrn, Jesus Christus, für den Sieg seines Reiches von entscheidender Bedeutung sein kann. *Martin Koestler.*

Vom Sinn der Historie

XXI. Tagung der Stiftung Lucerna

«Vielen ist der Sinn des historischen Geschehens heute besonders fraglich. Eine Reihe berufener Fachleute wird die Möglichkeiten der Geschichtsauffassung darlegen, welche durch bedeutende Historiker verschiedener Zeiten und Völker vertreten sind». Das sind die erläuternden Sätze, welche das Kuratorium der diesjährigen Problemstellung beigegeben hat. An diese Wegweisung haben sich mit einer Ausnahme auch die Referenten gehalten. Jeder hat aus dem ihm aufgegebenen Zeitraum einige der bedeutendsten Historiker und geschichtlichen Denker ausgewählt und uns deren Geschichtsbild entrollt. Damit ergab sich zugleich ein anschaulicher Längsschnitt durch die Geschichte der Historiographie und des historischen Denkens überhaupt.

Fritz Wehrli gab in seinen Vorträgen einen Überblick über die Grundgedanken der antiken Geschichtschreibung. An den Historikern Herodot, Thukydides und Polybios zeigte er die Möglichkeiten griechischen Geschichtsdenkens, im Werke von Sallust und Livius verfolgte er die Grundgedanken der römischen Historiographie. Die Vorträge Wehrlis hatten nicht nur den unbestreitbaren Vorzug des auf genauester Textinterpretation aufbauenden Philologen; er verstand es auch aus-

gezeichnet, die antike Geschichtschreibung in den allgemeinen Rahmen des philosophischen und staatstheoretischen Denkens hineinzustellen. Besonders aufschlußreich waren diesbezüglich die Gedanken über den Einfluß der Sophistik auf Thukydides und der Staatstheorie Platons auf Polybios.

In die Grundformen mittelalterlicher Geschichtschreibung führte der Basler Historiker *Werner Kaegi* ein. An den Werken Ottos von Freising und Sugers von Saint-Denis zeigte er das Gegenüber von Weltchronik und Biographie — der beiden extremen Möglichkeiten historiographischen Schaffens. Im mittelalterlich-christlichen Geschichtsdenken erscheint nun der klassische Fortunaglauben der Antike abgelöst durch den augustinischen Grundgedanken vom Kampf zwischen civitas terrena und civitas dei. Der Sinn der Geschichte liegt für den Geschichtsdeuter des Mittelalters im Siege der himmlischen über die irdische Bürgerschaft. In der Renaissance tauchen die antiken Vorstellungen wieder auf. Von Machiavelli wird die Zyklentheorie Polybs wieder aufgenommen — um von da an ein Grundgedanke allen modernen Denkens über Sinn und Wesen des geschichtlichen Geschehens zu bleiben. Überhaupt ergaben sich an vielen Stellen ganz unerzwungene Durchblicke auf die engen geistigen Zusammenhänge abendländischen Denkens — das große Wort von der geistigen Kontinuität der Geschichte damit aufs schönste bestätigend.

In einem dritten Vortrag beschäftigte sich W. Kaegi mit seinem gegenwärtigen Hauptforschungsgebiet: mit Jacob Burckhardt, hier vor allem in seinem Verhältnis zu Ranke. Kaegi betonte, daß Burckhardt mehr der Schüler Rankes sei als bis anhin angenommen. Wohl vollzog Burckhardt eine Abkehr vom historischen Panentheismus Rankes und von der Primatstellung der Politik in der Geschichtschreibung, den Schwerpunkt immer mehr auf den Faktor Kultur verlagernd. Burckhardt hat aber doch die Rankesche Grundkonzeption der Geschichte, die Polarität von Religion und Politik, beibehalten, indem er sie zur Lehre von den drei Potenzen (Staat-Religion-Kultur) erweiterte. So liegt Burckhardts Bedeutung für die Geschichtschreibung vor allem auch darin, daß er die universalhistorische Anschauung Rankes in sein humanistisches Denken übernahm und so einen neuen Humanismus schuf, mit der neuen Dimension eines universalhistorischen Hintergrundes.

In Ranke als dem Höhepunkt der Geschichtschreibung gipfelte auch die Vortragsreihe von *Fritz Ernst*. Von der christlich-humanen Geschichtsphilosophie Herders über die rationalistische Geschichtslehre Johannes von Müllers zur realistischen Geschichtswissenschaft Rankes führt eine innere kontinuierliche Linie: Herder ist der Beginn, Ranke die Scheitelhöhe dessen, was man die Entstehung des Historismus genannt hat, die Ausbildung jenes spezifisch historischen Sinnes also, der Geschichte als Leben und Leben als Geschichte versteht und deutet. Der lebendige und wendige Geist Fritz Ernsts brachte eine Fülle neuer Aspekte, die alle verdienten, festgehalten zu werden. Der Essayist zeigte sich in diesen Vorträgen auf die feinste und glücklichste Weise als derjenige, der mit seinen überraschenden, mehr intuitiv erfaßten Durchblicken und seinen wie spielerisch hingeworfenen Gedanken dem etwas schwerblütigeren Typus die notwendigen Anregungen verschafft.

Die aktuellsten Probleme warf naturgemäß die Vortragsreihe von *Fritz Lieb* über russische Geschichtsphilosophie auf. Sie gab denn auch am meisten Anlaß zur Diskussion. Lieb zeigte, wie russische Philosophie aus Theologie erwuchs und wie Geschichtsphilosophie im russischen Denken wesentlich immer zu Geschichtstheologie, zur Apokalypse wird. Es hatte somit tiefere, nicht etwa nur zufällige Bedeutung, wenn ein Theologe über dieses Thema sprach. Aber es hatte auch seine Gefahren, indem der Schwerpunkt der Betrachtung zu einseitig auf die christlichen Entwicklungsfermente verlagert wurde. Lieb gelang es wohl, zu zeigen, wie eine verblüffende Kontinuität das russische geschichtsphilosophische Denken von Tschaadajew über die Slawophilen bis in die marxistisch-bolschewistische Geschichtsauffassung auszeichnet: hier wie dort ist ein ausgesprochener russischer Messianismus Angelpunkt der Argumentation. Sicher ist auch der Gemeinschaftsgedanke für das russische Geschichts-

denken des 19. Jahrhunderts bedeutungsvoll. Doch hat Lieb ob der Herausarbeitung dieser Kontinuitätsmomente unzweifelhaft die andere Seite der russischen Entwicklung zu wenig betont: das Eindringen des rein theoretisch-abstrakten historischen Materialismus in das russische Geschichtsdenken durch die Revolution seit 1917. Und dieses Eindringen der marxistischen Geschichtstheorie bedeutete doch zunächst eine ganz entschiedene und kompromißlose Unterbrechung aller geistigen und geschichtlichen Kontinuität. Wohl wurde die rein marxistische Phase seit 1930 überwunden, wie Lieb anschaulich zeigte, und der Anschluß an die Traditionen der nationalen Geschichte weitgehend wieder hergestellt. Doch darf man wohl nicht von dem heute erreichten Entwicklungsstand aus eine mehr oder weniger ununterbrochene Kontinuität der russischen geistigen Entwicklung konstruieren.

Über «Les caractères spécifiques de l'histoire suisse» referierte *David Lasserre*. Er befolgte als einziger nicht den vorgezeichneten Weg, indem er nicht einzelne individuelle Geschichtsauffassungen schweizerischer Prägung vorlegte, sondern mehr in allgemeiner Form die Frage nach einem schweizerischen Geschichtsbild aufrollte. Er schälte geschickt die apriorischen Gedanken eines solchen Geschichtsbildes heraus und unterwarf sie einer scharfen Kritik. Lasserre versuchte, neue Aspekte schweizerischer Geschichtsbetrachtung zu bringen, wobei einige Thesen etwas problematisch und überspitzt erschienen. Jedenfalls gaben sie dafür Anlaß zu reger Diskussion.

Diese wurde, wie *Ludwig Binswanger* betonte, noch selten so ausgiebig benützt. In der Tat wurden wichtigste Fragen des geschichtswissenschaftlichen Problemkreises aufgeworfen, doch konnten die meisten natürlich weder erschöpfend diskutiert, geschweige denn in irgendeiner Weise endgültig geklärt werden. Daß die Aufnahmebereitschaft da war, in erfreulich hohem Maße sogar, das zeigte sich während des ganzen Kurses. Und das — so will mir scheinen — ist die beste Rechtfertigung für die diesjährige Problemstellung und die beste Gewähr ihre fruchtbringende Behandlung. *Walther Hofer.*

Ostasiatische Kunst in Genf

Das Genfer Ethnographische Museum hat in den letzten Jahren unter der immer noch jugendlich-tatkräftigen Leitung seines Direktors, Professor Eugène Pittard, beachtliche Verbesserungen der Unterbringung und Aufstellung seiner Bestände, sowie mehrere Ausstellungen erfolgreich durchgeführt und tritt nun mit der Neuordnung seiner ostasiatischen Abteilung vor die Öffentlichkeit. Frau Melanie Stiassny, die auch in Zürich bekannte Mitarbeiterin des Museums, hatte sich dieser Aufgabe in dankenswerter Weise angenommen. Es gelang ihr, eine Privatsammlung im Museum aufzustellen, wie sie sonst in der ganzen Schweiz nicht zu finden ist: Gegenstände praebuddhistischer Kulte, wie kosmischer Kult und Ahnenkult. So sehen wir hier Kultgeräte und Machtinsignien (Jade) aus dem ersten Jahrtausend vor Chr. Auf Totengaben der Tang-Zeit folgen neuere Totengaben-Figuren, welche Geld für die Verstorbenen in Händen halten, damit die im Jenseits Lebenden nicht mittellos seien. Dem taoistischen und dem buddhistischen Kult ist je ein Schrank vorbehalten; letzterer enthält herrlich klingende Bettelschalen (um durch den Ton auf den Bettelnden aufmerksam zu werden) und Glocken. Chinesische und japanische Spiele, Schreibutensilien, federleichte Brieftaubenpfeifen, deren Ton die Raubvögel vertreibt, Puppentheater, Raucherutensilien, Schnupftabakfläschchen u. a. sind gut vertreten und — wie alles in dieser neuen Abteilung — sehr übersichtlich in Gruppen zusammengefaßt und geordnet. Viel Platz ist japanischen Kulten vorbehalten. Tempelwächter- und Buddhafiguren, letztere in Meditations- und Belehrungshaltung, sowie ein Tabernakel sind wohl der Betrachtung wert. Nicht übersehen sei ein Bild

mit Beschriftung: Dichter, Maler und Kaligraph sind ein und dieselbe Person. Reichhaltig ist die Schau der unaufdringlich und organisch angebrachten Lichtbilder, die vor allem als Ergänzung eine wichtige Rolle spielen, indem sie dem Museum fehlende Dinge veranschaulichen. Erwähnt sei die Szene, welche den Versuch eines Herrschers darstellt, ein im Fluß versunkenes Kultgerät zu heben. Als das Gefäß fast an der Oberfläche ist, erhebt sich ein Drache im Fluß und zerreißt das Seil. Die Hebenden fallen rücklings um und das Gerät versinkt wieder: der Herrscher war des Besitzes nicht würdig. — Japanische Waffen und Rüstungen sind in verhältnismäßig großer Anzahl vorhanden. Die Stichblätter fallen besonders auf.

Zwei Vitrinen, für deren Einrichtung Frau Lobsiger-Dellenbach verantwortlich zeichnet, bieten dem Beschauer köstliche Figuren javanischer Schattenspiele und Marionettentheater dar. Auch hier sei Lob gezollt, wie auch einem weiteren Mitarbeiter des Museums, Herrn Philippe de Chastonay, welcher Anordnung und Beleuchtung, sowie die unaufdringliche und doch klare Schildbeschriftung realisierte.

Professor Pittard mit seinem Stabe und die Stadt Genf, deren Vertreter und verdienstlicher Förderer der Sache, Stadtrat Noul, anwesend war, kann man aufrichtig beglückwünschen. *Fritz Ernst.*

Gedanken über metaphysische Kunst

Die *Ausstellung William Blake,* die auf ihrer Reise über das Festland kürzlich in Zürich war, zeigte unter anderem ein sehr merkwürdiges Blatt: *Die Erschaffung Adams.* Gott, ein dumpfgeflügelter Greis, ist über den hingestreckten Menschen geworfen, der mit zurückgekrampftem, qualgefesseltem Kopf von einer umringelnden Schlange niedergehalten wird. Die Bewegungen des Greises, der den Menschen der Schlange des Nichtseins entwinden und ins helle Selbstsein emporreißen will, sind ohne Zutrauen und Kraft; und in seinen Augen ist eine hilflos nichtverstehende Trauer, wie eines Menschen, der es gut meint und schlecht macht und nicht weiß warum. Darüber gewinnt sein Gesicht, wie hie und da bei diesem Maler, etwas seltsam Unbestimmtes, Maskenhaftes: man denkt an gewisse zweideutige Kobolde bei Brueghel, man denkt auch an den versuchten Antonius und den auferstehenden Christus bei Grünewald, die gleichfalls das Maskenhafte eines zeremoniellen, tief zweideutigen Vorgangs haben; es ist, als sei Antonius unter *einer* (theologischen) Decke mit den Teufeln. Hier bei Blake ist die Zweideutigkeit besonders auf Seiten des Menschen: er *will* sich selbst werden und will es auch *nicht,* genau wie die Materie bei den Griechen zugleich der Form sehnsüchtig wartete und sich verstockt ihr widersetzte. Gott wird den Menschen ins Sein zerren, aber die Qual des Menschen wird nun doppelt sein, er wird sich selbst sein, und nie mehr das Sein sein, in dem er umfangen lag, und nie dies beides zusammenbringen, woran doch sein Glück und volles Wesen geknüpft wäre.

Dieses tiefsinnige Blatt sticht seltsam vor unter den zahlreichen anderen von Blake, in denen jenseitige Dinge gestaltet werden sollen, mit großen Gebärden und großen Abmessungen, und die doch über eine süßliche, matte Verschwommenheit nicht hinausgelangen. *Muß* Gott und sein Tun tragisch werden, damit er für uns in der Kunst Umriß, Ausdrückbarkeit, Inständigkeit und Greifbarkeit erlange? Fast scheint es so, wenn wir die Geschichte aller Künste betrachten. Die Buddhamasken, um deren Besitz sich die Kunstkenner streiten — geben sie, wenn sie Meisterwerke sind, die Tiefe der seligen Vernichtung und ihren Abstand von dem gewöhnlichen platten Nichts der Stumpfheit anders als durch Beisatz eines Grans Trauer? Ist irgendeine Abmessung der Tiefe, des Gehalts anders als durch Einbau einer Negation, durch ein eingestreutes Nichtsein anzudeuten? Gibt es in Kunst und Denken

irgendein reines Sein, das ohne solche Kunstgriffe nicht alsbald in sein Nichts versänke? Der Zustand rein in sich wesender Seinshaftigkeit, reiner Selbstübereinstimmung und Seligkeit ist für den Menschen weithin ein letztes Ziel; aber genau so weit wie es erreicht wird, hört alles Gestaltgeben und Sagen davon auf. Überall, wo das Göttliche unmittelbar und in sich selbst von menschlichem Denken und Formen ins Werk gesetzt worden ist, ist es auf der Grenze, in Leere und Langeweile umzuschlagen. Selbst große Dichter wie Dante und Milton sind dieser Gefahr nicht entgangen, sobald sie sich allzu weit von der Beziehung Gottes auf die Welt, von seiner Verflechtung in eine Heilsgeschichte entfernten. Händel, der zu den größten Gestaltern des rein und wolkenlos Positiven gehört, wird an den Höhepunkten dieser Bestrebung gefährlich hohl. Und die große religiöse Kunst des Mittelalters bleibt immer bis in ihre höchsten Augenblicke ein Empor, ein Übersich-hinaus, das in der Gotik ja recht eigentlich stilbildend wirkt. Die Renaissance, welche in sich schwingendes, in sich zurückgebogenes, antikisch in sich begnügtes Sein geben will, gibt das höchste Sein *des Menschen* und nicht Gottes, und ist tief widerchristlich. In Michelangelo reißt sie sich gewaltsam über sich hinaus; der Mensch will da über sich hinausbrechen, und dieses soll hier das Wesen selbst des Menschen sein. Aber es ist ein bloßes Stemmen, nicht ergänzt von Getragenwerden, tief gnadenlos, eine unendliche Bemühung, die aus unendlicher, nie heilender Verwundung durch das Unendliche kommt. Und wie tief ernst — ja fast verzweifelt ernst ist alles Göttliche bei Michelangelo. Das Göttliche bedeutet bei ihm nur das tiefere Einsehen der Tragik alles Seins. Aber gerade darum ist die Erschaffung des Menschen keine *besondere* Tragik. Die Erschaffung Adams bei Michelangelo ist wie das Herauswinken eines Schauspielers aus der Kulisse, ein freier Bund zwischen Spielleiter und Darsteller der Tragödie. Vielleicht ist der Christus Michelangelos darum so leer, weil der Mensch bei ihm selbst Christus geworden ist im Sinne jener Sohnsschaft zum niegegebenen Ewigen, die doch darum immer die eines verstoßenen Sohns bleibt. Aber welcher Christus — den wir doch auch als kämpfend und leidend vorstellen — welcher Christus in der Kunstgeschichte, der über dieses Kämpfen und Leiden hinausgestellt werden soll, tut uns denn genug?

Im allgemeinen ist es so, daß die Künstler, die ohne eigenerlebte Religion waren, zuweilen leichten Herzens sie in billiger, selbstbeseligter Vollkommenheit zu gestalten unternahmen. So erging es dem Tragiker Corneille mit seinem «Polyeucte», in welchem alle Gestalten aus der widerstandslosen, im luftleeren Raum erfolgenden Umdrehung des cartesianischen Transzendenzbegriffs dem Himmel zueilen, woraus weder eine Bühnenhandlung noch eine Gestalt des Göttlichen unter den Menschen entsteht. Der meistens, und oft herrlich untragische, aber im Herzen religiöse Haydn wußte den höchsten Punkt seiner «Schöpfung» damit zu bezeichnen, daß er Gott selbst einen Schöpfungsgesang in den Mund legte — das Arioso «Seid fruchtbar und mehret euch» —, ein Hoheslied auf die Welt und ihre Erschaffung, durchwirkt von abgrundtiefer und edler, wahrhaft göttlicher Trauer, im Augenblick, wo das Gläubigste, Kühnste, Bejahendste und Freudenvollste den Geschöpfen in den Schoß ihrer Seele gelegt wird, die Zeugung. Dies ist so tief wie der uralte Gedanken der Völker von dem göttlichen Sein, das Ich werden wollte, das nicht nur sich *sein,* sondern sich wissen und sich genießen wollte, und so tat es den Sündenfall in die Ichheit, in das Einzelsein. Unwissend, daß nur am Gegensatz, an der Trauer, am ewigen Nein das Sein sich selbst fühlen und wissen kann, verlor es das Sein und blieb nur ein Ich: der Mensch. Dies ist der Bezirk, in den alles Sinnen, Formen und Denken des Menschen beschlossen ist; und wo er diese Grenze sprengt, wo es ihm gelingt, sich Gott, welcher Sein *und* Wissen des Seins hat, hinzugeben — da hört das Sagen auf. Alle wortreiche Mystik ist falsche und verwüstende Mystik. Sie schmiedet sich aus dem Erlebnis Gottes verneinende Ausdrücke, welche die Endlichkeit von Gott abwehren, aber einen Schritt jenseits des Erlebnisses in ihr eigenes Nichts hineinfallen. Und dieses Nichts reißt die ganze Welt nach — die

dem Menschen nicht zum Verneinen gegeben ist, sondern als unlösliche Einheit von Ja und Nein, wobei *beide* die Spannung für den Absprung ins Ewige liefern. Die Inder, die auf die Weise dieser «negativen Theologie» besonders blindlings hantierten, brachten sogar ihre Mathematik damit auf das tote Geleise, indem sie die unendlichen, die negativen, die irrationalen Größen ganz unproblematisch wie reale Größen einsetzten. Die Griechen hüteten sich mit heiligem Schrecken davor. Sie waren Abendländer, und sie wußten, daß das begrenzt Gestaltete hinzuwerfen für ein begrifflich Göttliches, das alsbald in sein Nichts versinkt, wider den höheren Willen ist.

Alles menschliche Reden — und Reden gedacht als stellvertretend für *alles* Ausdrücken — hat zu geschehen aus der Wirklichkeit des Gegensatzes und aus dem Aufblick zur Einheit, welche nur aus diesem Gesichtswinkel uns Gestalt annimmt. Alles Reden, Predigen, Moralisieren, als sei das Göttliche da wie ein Stein oder ein Baum, als sei die Welt in ihren Sinn hin auflösbar wie ein Rechenexempel, bringt immer den Rückstoß der Materie aus ihrer reinen Dichtigkeit und Existenz hervor, der alles zusammenwirft. Daß das Göttliche wirklicher ist als Stein und Baum, daß der Weltsinn sieghafter ist als ein Rechenergebnis — das sind Dinge, welche nur dem erlaubt und zugänglich sind, der mit Stein und Baum und *benannten* Rechengrößen in ihrer eigenen Ebene lebt und ringt bis zum Äußersten.

Erich Brock.